

(Nachdruck verboten.)

9) Sein Freund.

Erzählung von Wilhelm Senftleben.

(Schluß)

Als am Abend im Tanzsaal Heinrich sich Lene gegenüber sorglos und frei bewegte, als ob keine verstimmenden Worte zwischen ihnen gewechselt worden, da wich jede noch etwa vorhandene Beklemmung von ihrem Herzen. Ach, sie wußte schon, daß die aufgeregten Sinne sich wieder legen würden. Und sie ließ ihrem Frohsinn die Zügel schießen.

Lene tanzte gern. Warum sollte ein junges Weib wie sie auch nicht gern tanzen? Heinrich tanzte leidenschaftlich. So sah man denn die Beiden gar oft im Saal dahinfegen oder im langsamen Walzerrhythmus schweben.

Es war in einer Pause. Da trat Lene ein paar Schritte in den dunklen Garten hinaus, um sich abzukühlen. An den heißen Kopf preßte sie das weiße Taschentuch. Die Gesundheit bedachte sie in der Aufregung des Vergnügens nicht.

Der Garten war leer, da das Wetter trüb und regenschwer geworden. Undurchbringbares Dunkel lag bedrückend auf allen Gegenständen. Nur der Wind war Leben, war Bewegung, und von ihm durchweht rauschten die Blätter und ächzten die Baumtronen.

Lenes Blicke richteten sich in das Dunkel. Wollte sie ein in die Einsamkeit gesüchtetes Liebespäpchen erpähen? O nein, sie gönnte jedem das Seine und war gewiß in so zarten Dingen nicht neugierig.

Da, ein paar Schritte von ihr, tauchte plötzlich ein Schatten auf; unerkennbar zwar, aber sehen konnte sie, wie die Arme sich nach ihr streckten. Mit einem leisen Schrei stog sie zurück, die drei bis vier Stufen hinauf nach dem Saal. Ihr Körper bebte. War's Heinrich gewesen? Sie sah ihn bald nachher am anderen Ende des Saales — lustig, umfänglich, aber seine Blicke auf sie gerichtet, als ob er sie gesücht.

Jedenfalls nahm sie sich in diesem aufgeregten Augenblick bestimmt vor, auf der Rückfahrt nicht an seiner Seite im Krenser zu sitzen; das würde ihm schon aufs neue beweisen, daß sie unzufrieden mit seinem Benehmen und er, wenn er in ihrer Achtung bleiben wollte, sich zu bessern habe.

Ein die Krensergesellschaft belustigender Vorfall kam Lene zu Hilfe, Heinrich fernzuhalten. Eins der lebenslustigen jungen Dinger, mit denen Heinrich nachmittags gespielt, hatte sich im Tanzsaal einen Liebling angeschafft, der der Gesellschaft nicht angehöre. Bei der Abfahrt versuchte er an der Seite seines Mädchens sich in den dunklen Krenser mit einzuschmuggeln, um in ihrer Nähe noch ein paar glückliche Stunden zu verleben. Das war bemerkt worden und rief allgemein großes Gekohle hervor. Der „feine Herr“ mußte sich schleunigst drücken. Das Mädchen aber, mit denen die Eltern laut zankten, schmolte, gab ärgerliche Worte wieder und greinte zuletzt. „Laßt mir, ich beruhige sie,“ sagte Heinrich, dem das Vorkommnis ungeheuren Spaß zu machen schien. „Was brauchen wir einen fremden Hahn im Korbe.“ Er setzte sich an des nicht widerstrebenden Mädchens Seite, und bei Beendigung der Fahrt machte dieses ein so glückliches Gesicht, als wenn es doch der Rechte gewesen, der sie im dunklen Krenser beschirmt.

6.

Lene zog Erna, die schon halb im Schlafe lag, hinter sich her. „Nur schnell, schnell,“ sprach sie auf das müde Kind ein. Es war, als ob sie jemand entfliehen wollte, und sie wußte doch, daß dieser ihr noch folgen würde und mußte. Aber sie konnte, ehe er zu Hause kam, schon mit Erna im Bette liegen. Neben ihrem Kinde fühlte sie sich sicher. Daß Heinrich nicht mit ihnen ging, lag daran, daß er seine neue Freundin erst ein Stück Weges begleitete. Das hatte er ihr im Krenser versprochen, und als alle Personen glücklich ausgeladen waren, wollte er sich ja drücken, aber sie erinnerte ihn daran, und so kam er seiner Ritterpflicht mutig zweiter nach.

„Oh — hopfa,“ sagte jetzt Lene und zog Erna näher an sich heran. Diese hatte mit ihrem kleinen Fuß an einen

großen Stein gestoßen, den irgend ein unmüher Bursch auf den Fußgängerweg geworfen.

„Aber Mutter!“ Und Erna machte Miene zu Weinen. Die müden Augen, die sich trotz aller Ermahnung und Anstrengung immer wieder schlossen, riß sie für einen Augenblick weit auf. Unwillig wollte sie ihre Hand aus der ihrer Mutter ziehen. Sie glaubte wohl, daß diese sie so gereckt und gezerrt habe. Doch schon senkten sich die Augenlider wieder schwer auf die blauen Sterne nieder, und dabei trippelte sie, halb gezogen, eilig weiter neben ihrer Mutter her.

Als beide an dem kleinen Hänschen angekommen waren, schrat Lene plötzlich heftig zusammen. Ganz heiß ging es ihr durch den Körper, und sie fühlte ordentlich, wie das Gesicht ihr brannte. Ein dunkler Schatten löste sich von der Hausthür los, bewegte sich und blieb dann wieder ruhig stehen. Sollte das Heinrich . . . , sollte der auf andrem Wege ihnen vorgekommen sein?

Durch den scharfen Nuck, den es Lene gegeben, hatte sie Erna auch erschreckt und wieder ermuntert. Das Mädchen rieb sich die Augen und starrte wie im Traume vor sich hin. Als sie sah, daß sie vor ihrem Hänschen angekommen, freute sie sich. Sie dachte sofort ans Bett, an die weichen Kissen, in die sie ihren Kopf vergraben wollte. Und nun sah sie auch den Schatten, aber diese Entdeckung rief bei dem Kinde die gerade entgegengesetzten Gefühle wie bei der Mutter hervor.

„Vater . . . Vaterchen!“ rief Erna laut, jubelnd.

Lene trat herzu, und wirklich, es war ihr Mann. Aber der schreckhafte Dam, der sie umfaßt hielt, löste sich nicht. Daß sie ihrem Mann nichts von der Partie geschrieben, daß sie ihn überhaupt nicht auf dem Kaufenden erhalten, diese und andre Gedanken stürzten schmerzzerregend auf sie ein.

Altman hat auch nichts, seiner Frau das Peinliche dieses Augenblicks zu erleichtern.

So kam es, daß zwei Menschen, denen das Wiedersehen unter andern Umständen eine wahre Freude gewesen, sich jetzt stumm gegenüber standen.

„Weißt Du, Vater, heut hätt'st Du mitsein müssen. War das schön! Wir sind gefahren . . . im Krenser, weißt Du . . . ein ganz großer Krenser . . . und zwei Schimmel vor . . . Dunkel Heinrich war auch mit . . . mit seiner Muffe . . . der muß gleich kommen . . .“ fing Erna an zu plappern und löste damit den Bann des Schweigens. Altman sagte:

„Na, wenn Ihr Euch 'mal amüsiert habt.“ Das klang gar nicht freundlich.

„Ja, ja, Vater,“ beteuerte Erna. „Mutter hat mit uns gespielt . . . und dann hat sie getanzt . . . und ich . . .“

Lene zog das Kind heftig an der Hand. Dann fragte sie mit mildem, etwas-bänglichem Ton:

„Wartest Du schon lange hier?“

„Seit 'ner Stunde. Die andre Zeit am Tage hab' ich mich runigerieben.“

Lene schrat wieder zusammen. „So bist Du schon seit morgens hier?“

„s ist ja Sonntag.“

Selbst als Alle in der Stube waren, wurde nicht mehr viel geredet. Erna schlief schon beim Auskleiden der Mutter auf dem Arm ein. Altman bewahrte seine finstere Miene. O, er hat wohl Grund dazu, dachte Lene. Zum erstenmal zitterte sie in des sonst so gutmütigen Mannes Nähe. Sie fühlte Schuld in sich und wußte, daß sie sprechen müsse, um alle Schatten zu vertreiben. Aber wie ein Keil stak es ihr im Munde. Morgen . . . ja morgen . . . da wollte sie erzählen. Das sollte ihre Beichte sein.

„Warum hast Du nicht geschrieben, daß Du kommst?“ frug sie nach.

„Ich wollte Euch überraschen.“

Das wurde zwar hart herausgestoßen, aber Lene ging nach einem recht müden „Gut' Nacht!“ ihrerseits mit dem Bewußtsein ins Bett, daß sie ihren Mann schon wieder gut machen werde.

Als Heinrich nach wenigen Minuten hereintrat, stuchte er, ging aber nach kurzem Gruß in seine Kammer hinein. Altman hatte ihm den Rücken zugekehrt gehabt, sein Dank war ein unverständliches Brummen. —

Am folgenden Morgen dehnte Altman seinen Schlaf

etwas lang aus. Lene weckte ihn nicht. Sie dachte sich so: reißt er wieder weg, so wird er an seinem Arbeitsort heute doch noch nicht thätig sein; bleibt er hier, so muß er sich erst neue Arbeit suchen. Hin und wieder warf Lene einen raschen Blick auf den ruhig Liegenden. Dann war es ihr beim ersten Eindruck immer, als ob sich seine Augenlider bewegt hätten. Aber sie täuschte sich wohl!

Als Heinrich zur gewöhnlichen Zeit aufstand, frühstückte und zur Arbeit ging, sprach er kein Wort mit Lene, während er doch sonst am Morgen schon eine geläufige Zunge gehabt hatte. Lene war das eine Wohlthat, sie hätte auch nichts mit ihm sprechen mögen.

Wald nachdem Heinrich fort war, stieg Altmann aus dem Bett. Er kleidete sich ruhig an und trank den ihm hingefetzten Topf Kaffee. Kein Wort kam über seine Lippen. Wenn er auch nicht mehr so finster dreinschaute, wie in der vergangenen Nacht, so überdeckte doch noch ein ungewöhnlicher Ernst das Gesicht des sonst so Zufriedenen.

Lene war es erdrückend heiß. Sie öffnete ein Fenster, als ob Luft und Licht dadurch auch in ihr Inneres einziehen müßten. Sie war ja gewiß nicht gerade darin verwöhnt, von ihrem Mann unterhalten zu werden, aber gar kein Wort zu reden . . . und das nach einigen Wochen Getrenntsein von ihr . . . Es war ihr bekümmert zu Mute. Des Mannes Schweigsamkeit drückte auf sie, und auch ihre Lippen blieben stumm. Sie wollte so gern ihre Vorhaben verwirklichen und sich mit ihrem Manne aussprechen, aber der Gedanke, daß ihr Entgegenkommen vielleicht zurückgewiesen würde, ließ sie davon absehen. Es würden ja noch Tage kommen . . . Trug ihr Mann einen Zorn mit sich herum, so würde der bei seinem Charakter bald versiegen.

Als Altmann sich bereit zum Weggehen machte, fragte Lene nur: „Kommst Du bald wieder?“

„Möglich,“ entgegnete er. „Will sehen, ob ich Arbeit kriege.“ Dann ging er hinaus.

Also er bleibt hier! In diesem Gedanken ging Lenes ganzes Sinnen jetzt auf, und das Bewußtsein, ihn wieder um sich zu haben, gewährte ihr Befriedigung. Eine Gelegenheit zur Aussprache mit ihm würde sich nun bald finden.

Als Altmann auf der Straße war, wurde sein Gesicht belebter. All die Erregung, die er während dem letzten kurzen Zusammensein mit seiner Frau in sich verschlossen, in sich niedergedrückt, machte sich ungestüm geltend. Seine Hände ballten sich, und ein noch nie bei ihm gesehenes, halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen. Was war das nur?!

Daß Heinrich, sein Freund, der Sache seiner Kollegen untreu geworden, hatte er durch den Brief eines Bekannten erfahren. Seine ihm schon früher gekommene Vermutung, daß kein ordentlicher Kern in den Menschen stecke, wurde dadurch zur Gewißheit. Stille Nichtachtung wollte er für den inhaltlosen Schwadronneur übrig haben, wenn er wieder nach Hause käme, das hatte er sich vorgenommen.

Doch nun! Jetzt machte sich dieser . . . dieser . . . ach, es kamen ihm gar kräftige Ausdrücke in den Sinn . . . sogar um seine Frau herum. Man hatte ihm gestern, wo er sich vor Längerweile bei Bekannten und in der Kneipe herumgedrückt hatte, im Scherz Andeutungen gemacht. Er hätte gelacht darüber, gelacht wie damals, wo Heinrich ihn mit Lenes Kind uzen wollte. Aber das Gift, das dieser ihm zu jener Zeit einzuträufeln gedachte, machte erst jetzt sein Blut rebellisch, machte es rebellisch gegen ihn selbst, gegen Heinrich. Das war gerade so ein windiger Bursche, der überall was zu erhaschen trachtete, überall Lust und Freude, und wenn's auf Kosten der Ruhe und des Glücks anderer sein mußte.

Früher hatte Altmann weiter nicht nachgedacht, wenn Heinrich sein Vergnügen, wie in der Kneipe, so auch bei den Weibern suchte. Jetzt stieß es in ihm plötzlich heiß auf. . . . Und den mußte er in sein Nest mit hineinsetzen! . . . Aber er sollte wieder hinausfliegen!

Diese Gedankenfolge brachte Altmann dahin, betreffs Lene auf einen andern Standpunkt zu kommen. Daß sie Heinrichs Bethörungen schon etwas erlegen, hatte er gestern angenommen, nachdem er erfahren, daß sie mit ihm zu einem Vergnügen gefahren. Den ganzen Tag hatte er Zeit gehabt, sein Hirn zu zermartern, warum sie es wohl gethan. Jetzt, wo Heinrich seine ganze Wut auf sich zog, suchten seine Gedanken nach Entschuldigungen für Lene. Sie hatte ihm von nichts geschrieben; ja, Schreiben, das war auch seine schwache Seite. Sie hatte gestern abend so wenig und heute früh fast nichts zu ihm gesprochen; nun, hatte er

nicht dasselbe gethan? Das waren noch keine Beweise einer Schuld. Und es würde ihm etwas leichter ums Herz, je freier er sich nach dieser Seite von der Last niederdrückender Gedanken machte.

Es war auch gut für ihn. Noch nie war sein Kopf von so vielerlei Gedanken zu gleicher Zeit geplagt worden. Schwül war ihm dabei zu Mute gewesen. Er hatte schon Schmerz in seinem Leben empfunden. — gewiß! Aber ein Schmerz, der die Sinne zügellos toben läßt und zur Wut anstachelt, der war ihm bis jetzt erspart geblieben. Gestern zum erstenmal war ihm dieser Stachel in das Herz gedrungen. Und sein Zorn hatte sich auf seinen Freund und seine Frau gerichtet. Ja, er wollte sich's nur frei gestehen — auch auf Lene. Und das kam daher, weil er mit einem offenen, freudegeschwellten Herzen seiner jetzigen Heimat entgegengefahren war. Und als er zu Hause angekommen, fand er das Nest leer, ganz leer. Ausgestiegen, sie — mit ihm. Das hatte ihn gepackt und geschüttelt. Und das mitleidig-schadenfrohe Lächeln guter Nachbarinnen hatte ein übriges gethan.

Es war gut, daß die Gedanken sich schon wieder Märten. Er, der nichts Böses mit sich herumtrug, hätte das Bewußtsein von der Böswilligkeit ihm so Nahestehender nicht lange ertragen. Luft hätte er sich machen müssen, ob ihm oder andren zum Schaden! Doch daß Lene ihm gegenüber sich schuldig gemacht, so schwer, wie dieser Gedanke schon Eingang bei ihm gefunden, jetzt, wo er ruhiger dachte, konnte er ihn erst recht nicht fortspinnen. Er wollte ihn bannen! Seine erregte Phantasie spielte ihm gewiß eine Täuschung vor.

Heinrich allerdings hatte bei ihm verspielt. Ein lebhaftes Gefühl, das seinen früheren Freund der Unehrenhaftigkeit bezichtigte, reizte ihn zu dem Entschluß, zu versuchen, je eher je besser mit ihm auseinanderkommen.

So alles, was sein Inneres bestürmt hatte, sich durchdenkend und sein späteres Verhalten aus diesen Erkenntnissen sich zurechtlegend, war Altmann mittlerweile vor der Wohnung eines seiner Kollegen angekommen.

Von diesem erfuhr er, wovon er schon halbe Nachricht bekommen und auf Grund deren er wieder zurückgekehrt, daß die Arbeit nämlich wieder aufgenommen werden würde und er seine Stellung in der Kolonne wieder einnehmen könne. Die Meister hätten sich mit ihnen, den Arbeitern geeinigt. Der hauptsächlichsten Bedingung, alle Streikenden ohne Unterschied wieder einzustellen, hätten sie, wenn auch zögernd, zugestimmt. Die Arbeit dränge eben, und so hätten sie der Not, nicht den eignen besseren Gefühle, nachgegeben.

Nach dieser Unterredung ging Altmann noch mit zu einer Besprechung der Gesamtkollegenchaft.

Es wurde Abend, ehe er nach Hause kam.

In die Hausthür sah er eben Heinrich hineingehen. All sein Zorn wallte bei dessen Ausblick jäh in ihm auf, noch verstärkt durch die Unterhaltung mit seinen Kollegen über die Streikbrecher.

Mit ein paar eiligen Schritten war er neben ihm. „Ueber meine Schwelle kommst Du nicht mehr!“

Mit unterdrückter, aber fester Stimme preßte er die Worte heraus.

„Oho — Freundchen!“ Heinrich hatte eine schwere Zunge. Es war heut während der Arbeit viel gekneipt worden. Die Leute wollten sich Mut trinken, um morgen ihren wiederkehrenden Arbeitsgenossen in die Augen sehen zu können.

„Was ich Dir sage!“ sprach Altmann bestimmt.

Heinrich sah ihn groß an und fand, daß er seine Drohung fürchtbar ernst nahm.

„Laß mich meine Sachen erst holen.“

„Gut, hol' sie Dir.“

Sie traten in die Stube. Lene sah beide hang an. Sie hatte die aufgeregten Stimmen vernommen.

Da saßte Heinrich eine tolle Idee. Wohl hatte er sich früher Lene gegenüber in bestimmten Grenzen gehalten, um langsam, aber um so sicherer, wie er glaubte, dem Ziele nahezu kommen, nach dem er strebte. Jetzt wollte er seiner Frechheit die Zügel schießen lassen. Er saßte Lene um die Taille: „Leneken, jetzt müssen wir scheiden!“ lallte er halb.

Da ging es wie im Wirbelwind der Leidenschaft durch das kleine Zimmer. Die Thür krachte. Zwei Körper drängten hindurch. Eigentlich wurde nur der eine gedrängt. Und jetzt hoben sich bei dem andern die nervigen Arme, und trotz aller erbitterten Gegenwehr warfen sie den andern die paar Stufen vor der Hausthür hinunter.

Heinrich war's, der da lag. Schwer, wie gebrochen, er-

hob er sich nach einer Weile, und war der Auflauf noch nicht groß genug, so wurde er es jetzt bei seinen schrecklichen Schimpf- und Drohworten, die er beim Weggehen, mit den Fäusten drohend, hervorstieß.

In dieser Nacht stöhnte Altmann in seinem Bett mehrmals tief auf. „So weit hätte es nicht kommen dürfen!“ Rang es beängstigt durch das stille Zimmer. Da kam eine leichte Gestalt an den Bettrand heran. Den Kopf schmiegte sie an sein Kissen und kniete nieder. Kein Laut kam von ihren Lippen, aber tief und schwer ging der Atem.

„Du hast's wohl nicht verschuldet — Du nicht!“ flüstert Altmann, und seine starken Arme legen sich um ihre weichen Glieder und ziehen sie an sich heran. —

Am nächsten Morgen wurde Altmann von der Polizei abgeholt. Schwere Wochen kamen. Man ließ ihn aus dem Untersuchungsgefängnis nicht wieder heraus. Der Grund dieser strengen Maßnahme war der: Heinrich war am Abend seiner Niederlage direkt aufs Amt gegangen und hatte angegeben, Altmann habe ihn wegen seiner Nichtteilnahme an dem Streik so gemißhandelt. Eine tiefe blutende Kopfwunde zeugte für die Schwere der Verletzung.

Altmann gab sich bei der öffentlichen Verhandlung alle Mühe, diese nichtswürdige Angabe zu bestreiten. „Warum habe er's denn gethan?“ fragte man ihn. Und er schwieg. Seine Eiferjucht zu bekennen, erschien ihm beschämend.

Lenz erzählte wohl, um ihren Mann zu retten, den Hergang in aller Treue. Aber Heinrichs Aussage erschien den Nichtern wahrscheinlicher. Man deduzierte, daß dieses doch nicht viel besagen wollende Vorkommnis Altmann nur einen Vorwand geboten, seine Wut an Heinrich zu kühlen. Angeklagter sei in einer durch den Streik erhigten Gemütsstimmung gewesen..

Ein halbes Jahr Gefängnis — —

Lenz kam auf wankenden Füßen nach Hause. Und hier quälten ihr Herz die Vorwürfe, daß durch eine sofortige vernünftige Aussprache mit ihrem Mann doch vielleicht das Schreckliche nicht gekommen wäre.

Als Altmann nach einem halben Jahr sein Heim wieder betrat, selbst körperlich und seelisch gedrückt, fand er eine von Sorgen und Arbeit blasse Frau vor. Aber ein tieferes Gefühl der Zusammengehörigkeit wie je vorher umging von nun ab die beiden Gatten und ermöglichte es ihnen, wenn auch nach schweren Mühen und Anstrengungen wieder emporzukommen.

Kleines Feuilleton.

— Von einer merkwürdigen Vorlesung Grabbes berichtet sein Biograph Fiegler: Der Dichter hielt sie vor Lehrern, Doktoren und allerlei Literaturfreunden. Schon nach dem Vorlesen einiger Zeilen goß er sich Num in den Klaffee und in solcher Quantität, daß ein älterer Bekannter ihn warnte. Hierüber entspann sich der erste Zwischendialog. Dann las er wieder einige Verse und fand es so lächerlich heiß, daß er um die Erlaubnis bat, den Rod ausziehen zu dürfen, und dann in Hemdärmeln weiter las. Nach einer Weile ging er fort und holte ein großes corpus juris aus der Kammer. „Dem will ich den gehörigen Platz anweisen“, sagte er, indem er sich darauf setzte. Mitten in der Vorlesung fragte er zuweilen: „O, es ist wohl tolles Zeug! Nein, sagen Sie, langweilt's Sie auch?“ Dann setzte er sich seine Mütze auf. „Es ist nur des Lichtes wegen,“ rief er den Gästen zu. Als er fertig war, und alle ihn dankten und die einzelnen Schönheiten der Dichtung rühmten, verfehte er lachend: „Es ist mir lieb, wenn's Ihnen gefallen hat. Uebrigens den malitiosen Zweck habe ich doch erreicht, ich habe beim Vorlesen die Fehler verbessert, die der Abschreiber gemacht hat.“ Bisweilen fand man Grabbe schlafend auf einer großen Landkarte, die er auf dem Fußboden seines Zimmers ausgebreitet hatte, und wenn die Eintretenden ihre Verwunderung darüber aussprachen, erwiderte er lachend: „So habe ich die Welt unter mir.“ —

— Wie alt ist der Pythagoräische Lehrsatz? Der „Zf. St.“ wird geschrieben: Ueber das Alter des sogenannten Pythagoräischen Lehrsatzes handelt Albert Bürk im neuesten Heft der Zeitschrift der „Deutschen-Morgenländischen Gesellschaft“ und verucht nachzuweisen, daß die alten Indier den Satz unabhängig von Pythagoras und längst vor ihm gefunden hätten. Zu geometrischen Untersuchungen wurden die brachmanischen Indier namentlich veranlaßt durch die Notwendigkeit, die Opferaltäre genau den minutiösen rituellen Vorschriften entsprechend herzustellen. So spielen bei der Ausmessung der Altäre rechtwinklige Dreiecke, die Addition von Quadraten und die geometrische Konstruktion von $\sqrt{2}$, $\sqrt{3}$ usw., die Subtraktion von Quadraten und die Verwandlung von Rechtecken in Quadrate, also der Satz vom Quadrat der Hypotenuse eine hervorragende Rolle. Quasi deutlich ausgesprochen findet sich der Satz in einem rituellen Text (der in dem Heft veröffentlicht ist und später übersezt werden

sol), der spätestens aus dem 4. oder 5. vorchristlichen Jahrhundert entstanden ist. Damit ist die Hypothese, die indische Geometrie sei ein Ableger der Geometrie des Hero von Alexandrien, widerlegt. Was speziell den Satz vom Quadrat der Hypotenuse betrifft, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Indier ihn schon vor dem 4. oder 5. Jahrhundert kannten. Was nämlich die rituellen Texte verschiedener Redaction an Inhalt gemeinsam haben — und die hier in Betracht kommenden Vorschriften finden sich in mehreren von ihnen — muß man für alte Tradition halten, die nur später niedergeschrieben worden ist. Dazu kommt, daß sich in einem Text, der zwischen dem zehnten und achten vorchristlichen Jahrhundert entstanden ist, Vorschriften finden, die ohne Kenntnis des Satzes vom Quadrat der Hypotenuse gar nicht ausgeführt werden können. —

Litterarisches.

c. d. Kurt Martens: Die Vollendung. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. — Die Vollendung seiner Persönlichkeit, die der Held dieses Romans an sich vornimmt, gipfelt im freiwilligen Verzicht aufs Dasein, im Selbstmord, zu dem Lebensüberdruß und Bewußtsein der eignen Ueberflüssigkeit den Antrieb geben. Auch dieses Buch ist ein „Roman aus der Decadence“, wie Martens einst seine früheren Werke benannt hat. Hier bildet den Mittelpunkt des Ganzen ein reicher Kunstgelehrter, der sich charakterisiert durch den philosophischen Grundgedanken seiner Lebensarbeit „Von der Kunst zu genießen“, eines ästhetischen Werkes, dem der „Kosmos als Ganzes und in seinen Teilen nur ein Genußobjekt zu Füßen des Ich“ ist. So hat dem Professor Rottenbrunner, nach dem die flüchtige Liebe zu seiner Gattin verbracht war und er sie einem einsamen Tode überlassen hatte, als Globetrotter den Kosmos durchstürmt, vermeintlich dem Phantom eines unerreichbaren Schönheitsideals nachjagend, in Wirklichkeit aber nur ein ganz gewöhnlicher Genußmenschen, ein eigenartiger, aber stets unbefriedigter Epitapher, der ständig von Begierde zu Genuß taumelt und doch immer ungesättigt bleibt. Dieser trodene Egoist nun, in die sächsische Heimat zurückgekehrt, um in der ländlichen Abgeschlossenheit seines Gutes ein weltfernes Einsiedlerdasein zu führen, fühlt plötzlich in sich eine heiße Vaterliebe zu seinem jugendlichen Sohne erwachen, der bis dahin seinem Herzen völlig fern gestanden, so daß er keine Notiz weiter von ihm genommen hatte, als die Mittel zu seiner Erziehung in einer Privatschule herzugeben. Nun auf einmal ganz Vater, geht er völlig auf in der Liebe zu dem Knaben, die ihn sogar aus den Fallstricken einer raffinierten Mondaine sich befreien läßt. Die Ueberzeugung, daß er nicht das Zeug in sich habe, um die Entwicklung des hoffnungsvollen Sprößlings noch weiter fördern zu können, und die Trennung von dem einzigen Lebenszweck bringen ihn zum Entschluß des Selbstmordes. Denn er mag nicht „von neuem das Katheder besteigen und in Reich und Glüd mit den „Kollegen“ staatlich konzessionierter Wissenwiederläner unter andern Arbeitsbienen mitzutanckeln für den Mikrokosmos sumloser Kenntnisse“. Und, wie sein Wissensdurst erloschen ist, kein Ehrgeiz in ihm lebt, so fehlt ihm auch jegliches Verhältnis zum Leben der Nation, jegliche Anteilnahme an Geschick der Massen. „Ich und diese Leute vom Volk... wir haben einander nichts zu sagen“, das ist die Ueberzeugung, die er mit einem müßglückten Vortrag in einem socialdemokratischen Verein mitnimmt. „Ich werde mich hüten, dem Volle entgegen zu laufen, wenn es nicht nachkommen kann“; denn „vom wirtschaftlichen Kampf des Tages ward es so übermüdet und abgestumpft, daß es nur in Lärm und Noise, im Trunk und in der Rede des Byzantinismus sein seelisches Gleichgewicht wiederfand.“ Der Träger solcher Anschauungen ist gewiß kein besonders erhebendes Schauspiel, aber er könnte immer ein ganz interessantes sein, wenn die Vorgänge seines Seelenlebens in ihrem Verstandnis wirklich nähergerückt würden. Damit hapert es aber ganz gewaltig: vor allem bleibt ein völliges Rätsel, woher auf einmal die übermächtige Liebe zum Sohne kommt. Weder glatter Stil noch moderne Lebensarten und pikanter Anspuk können darüber hinweghelfen, daß dem Ganzen die zwingende psychologische Motivierung fehlt, die allein dem undankbaren Thema einiges Interesse verleihen könnte. —

Theater.

Schiller-Theater. „Die schöne Melusine“. Märchendrama in vier Aufzügen von Georg Meide. — Ein Märchendrama — die trübten Ahnungen, die dieser Titel erweckt, gingen reichlich in Erfüllung. Seit Hauptmanns „Verfluchener Glöde“ haben die Versuche in diesem wunderlichen Genre nicht aufgehört. Mit demselben Rechte hätte man schließlich auch Märchenromane schreiben können! Märchen sind sicher etwas Schönes, aber was kann die Auspinnung dieser reizvollen, keinen Phantasiegebilde zu ganzen Dramen ihrem Gehalt Wertvolles hinzusetzen? Wird die einfache Märchenweisheit dadurch, daß man sie anspruchsvoll durch einen weitläufigen, theatralischen Apparat in die Länge redt, etwa eindrucksvoller und tiefer? Oder glaubt man, daß das helle Rampenlicht die phantastisch-dunklen Vorstellungen, mit denen jene Märchenweisheit spielt, unserer Einbildungskraft näher bringen kann? Ja, steht nicht vielmehr die, wenn auch sinnvolle Willkür, mit der das Märchen Unmöglichkeit an Unmöglichkeit anreinanderreicht, im innersten Widerspruch zu alledem, was wir vom Drama zu verlangen gewohnt sind: zu der Konsequenz einer klar gegliederten, rasch ansteigenden Handlung, ebenso wie zu

der Konsequenz einer in alle Ecken tiefen der händelnden Personen eindringenden Charakteristik? Aber freilich, gerade dieser Widerspruch mag einer der Hauptgründe für die Popularität des Märchendramas bei den modernen Theaterdichtern sein. Indem man aus der klaren Welt der Wirklichkeiten in das Reich der ungebundenen Phantasie zurückflieht, wird man auch jene lästigen Forderungen, in deren Erfüllung der Dramatiker seine Künstlerkraft erst wahrhaft beweisen kann, mit einem Schlägel los. Aus der Not des Nichtkönnens läßt sich da leicht etwas wie eine Tugend machen. An Stelle markiger und psychologisch verifizierter Sprache darf dann eine dünnflüssige und bequeme Verifizierung, an Stelle lebendiger Charakteristik eine leere, nur schematisch andeutende Zeichnung der Figuren, an Stelle der Handlung eine Reihe bunter Bühnenbilder treten. Und was an dramatischer, aus der folgerichtigsten Entwicklung wirklicher Konflikte herauswachsender Spannung fehlt, läßt sich am Ende durch den Vortrag lyrischer Empfindungen und stimmungsvolle dekorative Effekte ersetzen. Mit einem Wort: das Drama darf, von jenen strengeren Forderungen entbunden, sich dem Niveau des Operngebietes nähern. Nur daß ihm das, was hier über alle poetischen Mängel leicht hinweghilft, die stimmungsvolle, gewaltige Macht der Musik fehlt.

In Meides Märchen-Schauspiel zeigt sich diese Tendenz zum Operhaften noch unerbittlicher als in andern Stücken der Gattung. Auch schon im Vorheren. Gesänge und lange, melo-dramatische, dem Gesang sich nähernde Recitationen sind, wo es irgend angeht, um dem matten Phantasiespiel aufzuhelfen, massenhaft eingestreut. Allerdings ohne Erfolg. Die unbarmherzige Prosa der Verse macht die Wirkung auch der romantischsten Hintergründe, für welche die Inszenierung Sorge getragen, zu Schanden. Der Stoff selbst, die Fabel von der schönen Melusine, dem Meeresweib, welches, in menschliche Gestalt verkleidet, einen Rittermann zum Gatten gewinnt, und, einstmals in ihrer wahren Fischgestalt von ihm entdeckt, laut jammernd verschwindet, ist wiederholtlich von Opernkomponisten benützt worden. Und das Einzige, was Meide hinzugehan, um dem Zauberkosten des Vorganges eine Art tieferen dramatischen Interesses abzugewinnen, ist eine künstlich dem Stoffe aufgepfropfte symbolistische Deutung. Melusine soll nicht einfach die Nixe sein, die mit schüchtliger Liebe aus tiefem Meeresgrund zu der lichten Menschenwelt sich hinaufsehnt, sondern — ein Bild des immer räthselhaften, nie erschlossenen Menschenlebens! Und folgericht verwandelt sich ihr Liebhaber, der wadere Ritter in eine Art von Faust, der, in grüblerischer Einsamkeit heranzuwachsen, ganz wie sein großes Vorbild aus der klauigen Wälderzelle in die Freiheit des Lebens hinausstrebt. Melusines Geisterstimme lockt ihn zum fernem Meeresgestade. In strahlender Schönheit tritt sie ihm entgegen. Hier legt dann nach dem Faust-Motiv das Hohengrin-Motiv ein. Sie will ihm als Gattin folgen, aber nie soll er sie befragen usw. Ihres Weisens Grund muß stets Geheimnis bleiben. Der Ritter schwört es zu. Nicht lange aber, da erbebt sich in dem glänzenden Fürstenschlosse, mit dem die liebesglühende Meerfrau ihn beschenkt, unter Raimunds Genossen der Verdacht, Melusine treibe gottverfluchte Zauberei. Er läßt einen der Ankläger hinrichten und schickt zu seiner Frau, daß sie sich rechtfertige. Ihr Zimmer ist leer, spurlos ist sie verschwunden. Noch einmal sieht er sie, in dunkler Nacht, und dringt, des Schwurs vergessend, gebieterisch mit Fragen auf sie ein. Bis zum Meeresstrand verfolgt er die Flüchtende, die klagend in die heimathlichen Fluten zurücktaucht. Der Schlußact macht uns dann noch einmal nachdrücklich auf die Philosophie des Ganzen aufmerksam. Raimund, dessen Trost und Reue zwar recht verständlich, aber ganz gewiß nicht faustisch erscheinen, entdeckt auf dem Sterbelager den tieferen Sinn seines Schicksals. Weder die klugen Worte seines alten Lehrers, noch die sanftmüthige Buhpredigt eines Geißlermönches rühren ihn. Er hat das Leben geliebt, und das Leben — war Melusine.

Warum auch nicht? Hat das Leben nicht seine gnädig verhüllenden Schleier, ganz wie Melusine? Erfreut es nicht wie sie durch farbigen Schein und Stoff leben, der, damit nicht zufrieden, das unergründlich Verborgene erschaffen will, laut zurück? Vergleichen läßt sich schließlich alles. Aber künstlicheren Allegorien als dieser hier wird man selten begegnen. Fabel und Deutung fallen gänzlich aneinander.

Die Schauspieler im Schiller-Theater thaten ihr Bestes, doch konnten sie den Baum, der auf der Dichtung lag, nicht brechen. —

—dt.

Physikalisches.

io. Ein Schwefelstrahl. Dr. Cajori vom Colorado-College behandelt in einem längeren Schreiben an die Wochenschrift „Science“ eine Erscheinung, die zwar schon seit langem beobachtet worden ist, eine irgendwie genügende Erklärung aber noch nicht gefunden hat. Wenn man von einem Turm aus einen Körper frei zur Erde fallen läßt, so fällt er nicht ganz senkrecht. Schon der große Newton, der Entdecker der Schwerekraft, sagte voraus, daß sich bei solchen Versuchen eine östliche Abweichung der fallenden Körper zeigen müßte als Folge der Umdrehung der Erde um ihrer Achse. Der geniale Zeitgenosse Newtons, Robert Hooke, unternahm es als Erster, die von Newton gemachten Behauptungen durch das Experiment zu prüfen. Er stellte dabei

fest, daß nicht nur die Voraussage Newtons bezüglich der östlichen Abweichung fallender Körper zutreffend war, sondern außerdem noch eine südliche Abweichung stattfand. Es dauerte fast 100 Jahre, bis 1791 der Italiener Guglielmini von einem Turm in Bologna aus die Versuche wiederholte, wobei er ebenfalls außer der östlichen noch eine südliche Abweichung der fallenden Körper von der senkrechten Richtung fand. Der Turm war etwas über 78 Meter hoch, die östliche Abweichung betrug fast 19, die südliche fast 12 Millimeter. Im Jahre 1802 experimentierte Benzenberg auf dem Turm der Michaelstraße in Hamburg und ermittelte für eine Fallhöhe von 76 Metern eine östliche Abweichung von 9 und eine südliche von 8,4 Millimetern. Derselbe Physiker machte im Jahre 1804 zum erstenmal einen entsprechenden Versuch in dem Schacht eines Bergwerks und zwar in dem Kohlenbergwerk zu Schlebusch, wobei er jedoch bei einer Fallhöhe von über 84 Metern eine südliche Abweichung nicht zu erkennen vermochte. Die umfangreichsten Experimente, die in dieser Beziehung bisher überhaupt unternommen worden sind, machte 1831 Reich in einem Schacht von 158 1/2 Metern Tiefe zu Freiberg in Sachsen. Nicht weniger als 106 mal ließ er eine Metallkugel von der Oeffnung des Schachtes bis auf dessen Boden fallen und beobachtete den von ihr beschriebenen Weg auf das sorgfältigste. Er stellte eine östliche Abweichung von 28 und eine südliche von 4,4 Millimetern fest, jedoch gaben diese Zahlen nur den Durchschnitt, während die einzelnen Beobachtungen sehr verschieden ausfielen. Bei späteren Versuchen, die in einem Bergwerk von Cornwall 1843 für eine Fallhöhe von etwa 400 Metern ausgeführt wurden, beobachtete man eine südliche Abweichung, die gar zwischen 25 und 51 Centimetern schwankte. Es ist nun die Frage, ob die Beobachtung einer südlichen Abweichung einer Thatsache entspricht oder auf einem Zufall beziehungsweise auf einem Beobachtungsfehler beruht. Gauß hatte im Jahre 1803 nachgerechnet, ob und inwieweit eine südliche Abweichung fallender Körper von der senkrechten Richtung aus der Erdmüdeung erklärt werden könnte, und dasselbe that nach ihm sein großer französischer Zeitgenosse Laplace. Diese Berechnungen sind jedenfalls die genauesten und zuverlässigsten, die überhaupt gemacht worden sind, und sie ergaben für die südliche Abweichung einen so geringen Betrag, daß er mindestens um das Tausendfache hinter den Beobachtungswerten zurückblieb. Das Räthsel ist also nicht gelöst und bleibt auch heute noch bestehen. Einige bedeutende Physiker, wie Deshay und John Herschel haben versucht, die Annahme elektrischer Strömungen zur Erklärung zu Hilfe zu nehmen, aber auch diese Meinung ist widerlegt worden. Wenn es auch als wahrscheinlich gelten muß, daß magnetische Kräfte bei dieser sonderbaren Erscheinung die Hauptrolle spielen, so haben doch die bisherigen Forschungen zu der Vermuthung geführt, daß deren Wirkung nicht groß genug sein könnte, um eine meßbare Abweichung zu veranlassen. Dr. Cajori macht den Vorschlag, die Frage noch einmal theoretisch und im Experiment genau nachzuprüfen, und zwar hält er zu letzterem Zweck das 159 Meter hohe Washington-Monument in der gleichnamigen Hauptstadt der Vereinigten Staaten für den geeignetsten Platz, um den freien Fall von Körpern in einer beträchtlichen Höhe zu untersuchen. —

Notizen.

— Eine neue historisch-kritische Gesamtausgabe von Grabbes Werken (Herausgeber Eduard Grisebach) wird im nächsten Jahre bei V. Wehr in Berlin erscheinen. —

— „Die Herzmarke“, ein neues Drama (in zwei Theilen) von Philipp Langmann, ist als Buch bei Costa (Stuttgart und Berlin) erschienen. —

— Der finnische Preis von 5000 Mark für die besten Werke auf dem Gebiete der schönen Literatur, der jährlich zur Verteilung gelangt, ist diesmal unter fünf Schriftsteller geteilt worden. Einer von ihnen, der Lyriker Eino Leino, erhielt bereits im vorigen Jahre den Preis. —

— Das neue Trianon-Theater wird, wie es jetzt wieder heißt, doch nicht vor Weihnachten eröffnet werden können. —

— Unter dem Namen „Neues Kinder-Theater“ werden im Künstlerhaufe (Pellebuestraße 3) vorläufig sechs Kinder-vorstellungen (Tierspiele mit Gesang und Tanz) stattfinden. Die Idee geht von Richard Ballentin aus, der gemeinsam mit Alice Berend die Texte geschrieben hat; die Musik stammt von Bogumil Jeyler. Vom Meinertrag dieser sechs Vorstellungen sollen Gratisaufführungen mit demselben Programm für arme Kinder veranstaltet werden. —

— Das Abonnement auf den zweiten Cyclus der großen Philharmonischen Konzerte unter A. Niklas Leitung ist (bei Vote u. Bod) eröffnet. —

e. Ein Denkmal Verlaines, das im Januar aufgestellt werden sollte, ist im Atelier des Bildhauers Niederhäusern-Rodo von Gerichtsvollzieher gepfändet worden, weil der Künstler vor längerer Zeit nach der Schweiz abgereist ist, ohne dem Hauswirt die Miete gezahlt zu haben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 15. Dezember.